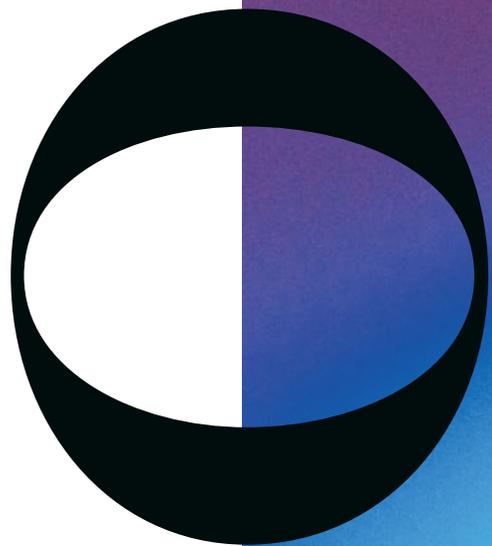
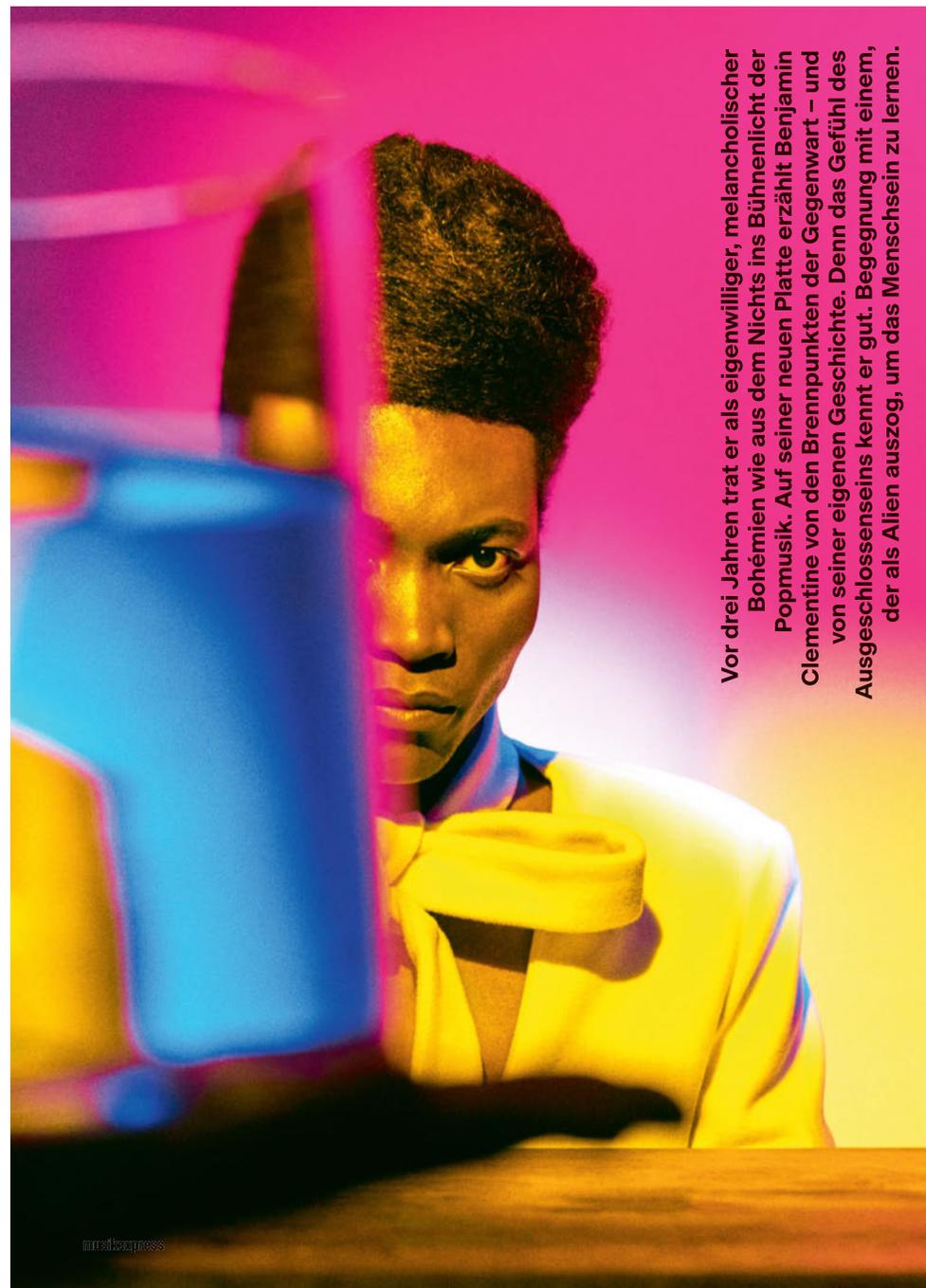


ALIEN



ALIEN



Vor drei Jahren trat er als eigenwilliger, melancholischer Bohémien wie aus dem Nichts ins Bühnenlicht der Popmusik. Auf seiner neuen Platte erzählt Benjamin Clementine von den Brennpunkten der Gegenwart – und von seiner eigenen Geschichte. Denn das Gefühl des Ausgeschlossenseins kennt er gut. Begegnung mit einem, der als Alien auszog, um das Menschsein zu lernen.



Er ist ein Alien. Das sagt er selbst. Er meint es nicht nur im bildlichen Sinn, wie in vielen seiner poetisch verrätselten Texte, sondern auch ganz buchstäblich. Genau so stand es in klaren, schwarzen Lettern auf dem Visum, das er für seine Einreise in die USA erhielt: „alien of extraordinary abilities“. Es ist eine hübsche, kleine Pointe, dass sich im Englischen die Begriffe Ausländer und Außerirdischer in einem einzigen Wörtchen vereinen. Trotzdem liest es sich immer auch nach dem galaktischen Funkeln einer Sci-Fi-Story. „Ich habe auf die Buchstaben geschaut und war zehn Minuten lang völlig verblüfft. Wenn man sich's genau überlegt, ist das ziemlich schön: Ich bin ein Alien mit außerordentlichen Fähigkeiten.“ Mit diesem Gedanken, sagt Benjamin Clementine, habe die Arbeit an seinem zweiten Album *I TELL A FLY* begonnen. „Mich hat interessiert, was zwischen den Buchstaben steckt: der Alien, der Reisende, der Migrant. Und es stimmt ja, an den Orten, an denen ich bisher gewesen bin, habe ich mich immer anders gefühlt. Dieses Gefühl der Zugehörigkeit habe ich nie gespürt.“

Er schreibt einen Song über einen Alien, der auf der Durchreise durch ein seltsames, schönes Land namens „Americana“ an seine Heimat auf dem Jupiter denkt. Aus den „außerordentlichen Fähigkeiten“, die sich beim sogenannten O-1-Visum auf die Qualifikationen beziehen, mit denen sich Künstler in Amerika für ein Arbeitsvisum bewerben, wird in „*Jupiter*“ eine Superkraft anderer Art: „Ben is an alien with extra ability. Pushed time to next century.“

Der Alien aus der metaphorischen Welt ist aber auch im echten Leben ein Alien. Benjamin Saint-Clementine ist eine extraterrestrische Erscheinung: groß, schlank, sich rund wölbende, vorstehende Wangenknochen, das Haar aufgetürmt wie ein dunkler Turban. So lehnt er an einer Hauswand in Kreuzberg und raucht. Wir stehen vor dem Berliner Büro seiner Plattenfirma. Sogar hier, wo die Multikulti-Erzählung tief in den Fugen der Kopfsteinpflaster sitzt, wirkt Clementine wie ein Phantom. Wie die Figur auf einem surrealistischen Gemälde oder einer dieser alten Fotografien aus den Nebelschwaden der Pariser Belle Époque. Hinübergebeamt aus einer anderen Zeit. Vielleicht auch aus der Zukunft.

2013 trat der in London geborene Sohn ghanaischer Eltern wie aus dem Nichts ins Bühnenlicht der Popmusik. Man kann sich

diesen Moment immer noch auf YouTube anschauen: Barfuß und mit schwarzem Mantel saß er in der BBC-Sendung „Later With Jools Holland“ am Klavier und sang mit einer so eigentümlichen Präsenz von der Einsamkeit, dass ihm hinterher ein weiterer Musikgast des Abends hinter der Bühne eine große Karriere prophezeite: Paul McCartney. Für sein Debütalbum bekam er 2015 einigermassen überraschend den britischen Mercury Prize: Auf *AT LEAST FOR NOW* vermischte er Elemente aus französischem Chanson, Soul, Jazz, britischer Lyrik und Operngesang und beerbte damit andere große Klavierexzentriker wie Nina Simone, Antony Hegarty oder Erik Satie.

Über die Frage, wie man nach so einem Start weitermacht, wird der 29-Jährige mehr als ein paar Nächte herumgegrübelt haben. „Ich bin ein ziemlich ehrgeiziger Mensch“, sagt Benjamin. „Wenn ich Künstler wie Van Gogh, Basquiat und Da Vinci bewundere, dann muss ich auch selbst mehr wollen: nicht nur eine neue Platte, sondern mich selbst wirklich vorwärtsbewegen.“ Die neue Platte hält dieses Versprechen: Die Textzeilen sind so feingewebt und persönlich, wie man es von *AT LEAST FOR NOW* kennt, die Stimme immer noch genauso markerschütternd gefühllvoll. Der Erzähler Benjamin Clementine blickt aber diesmal nicht nur auf seine eigenen Seelenzustände, sondern weit nach außen auf die Welt. „Ich habe mich gefragt: ‚Benjamin, hast du auch noch mehr zu erzählen, als nur von dir selbst?‘ Und ich bin zu dem Schluss gelangt, dass ich ein bisschen rauszoomen und über die Dinge sprechen muss, die vor sich gehen.“ Für diese Dinge leuchtet in seinen Sätzen immer wieder ein bestimmter Ausdruck auf (vielleicht unbewusst, vielleicht ganz im Gegenteil, seine tiefen, dunklen Augen verraten es nicht). Vier Wörter, die so eng mit Marvin Gayes Protest-Soul verbunden sind: „What's going on“.

Darum geht es auf der Platte: What's going on in Aleppo, what's going on in Calais. In Amerika, Paris, an der mexikanischen Grenze und den Mittelmeerküsten. Oder besser: Es geht um Benjamins Blick auf das Geschehen. „Ich bin kein Politiker, aber ich habe das Gefühl, dass es als Künstler meine Pflicht ist, meine Zeit zu kommentieren. Die Essenz und Intention dieser Platte ist es, zu zeigen, dass mich diese Dinge betroffen machen“, sagt er. Er spricht mit der leisen, nach Worten suchenden Stimme eines uralten Orakels, an das man nahe heranrücken muss, um alles zu verstehen. Jetzt hier so hell vom Tageslicht eines Augustnachmittags beschienen, ist es auch die Stimme eines sehr schüchternen Mannes: einer, der sich alldem zum Trotz entschlossen hat, als Schutzschicht um seine Unsicherheiten nichts mehr als einen dünnen Firnis anzulegen, durch den er sich der Welt leicht mitteilen kann.

Weil er vermeiden wollte, was seiner Meinung nach vielen Musikern beim Versuch eines politischen Albums passiert, entschied er sich für literarische Umwege, anstatt für direkte Botschaften: *I TELL A FLY* ist als Theaterstück entworfen – wie bei Samuel Beckett und Oscar Wilde und all den anderen, die er so schätzt. Ein Stück über zwei Reisende, die ihre Heimat auf der Suche nach einer neuen verlassen und die abwechselnd die Gestalt von Außerirdischen, Vögeln oder Fliegen annehmen. „Ich wollte nicht mit dem Finger auf andere zeigen oder moralisierend klingen. Und die Menschen lieben Geschichten, mit Geschichten können sie sich identifizieren“, erklärt er. „Deswegen habe ich versucht, es als ein Stück zu schreiben, in dem jeder etwas anderes erkennen kann. Wie bei Hemingway: Er hat dem Leser auch immer genug Raum gegeben, die Geschichte selbst weiterzudenken.“ Umso länger man sich mit ihm unterhält, desto stärker fällt auf, dass dieser Musiker so gut wie nie Musiker als Referenzpunkt nennt. Er spricht von Hemingway, Orwell und Basquiat. Wenn er das Wort Künstler sagt, denkt er an William Blake oder einen seiner Lieblingsmaler: den Surrealisten René Magritte.

Wie bei den Surrealisten stehen die Außerirdischen/Vögel/Fliegen in Benjamins Theaterstück für etwas anderes: für alle Flüchtenden, Vertriebenen, Fremden und Migranten. Für alle, die einen Platz suchen in dieser unübersichtlichen, ungerechten Welt. Also auch ihn selbst. Im Eröffnungstück, das den schönen Titel „*Farewell Sonata*“ trägt, verabschiedet sich die beiden Reisenden von ihrem Heimatplaneten: „Alien O Alien!“, haucht ein Geisterchor. Von dort aus entwickelt sich die Platte aber nicht weiter in die Richtung einer Sci-Fi-Oper, wie man es etwa von Sun Ra kennt, sondern hangelt sich nah an irdischen Rea- ▶

„In England lassen sie uns über sie lachen, aber es stimmt: Amerikaner sind Träumer. Ich hatte das Gefühl, dass alles möglich ist.“

BENJAMIN CLEMENTINE

litäten entlang. Benjamin: „Ich wollte nicht einfach vom Pluto zum Mars fliegen. Ich wollte über uns sprechen. So wie Obama immer gesagt hat: Lass uns zum Kern der Sache kommen!“

Dieser Kern liegt bei Benjamin Clementine immer unter kunstvoll geflochtenen Decken aus geheimnisvollen, symbolischen Texten. Sie zeugen von einer großen Lust an der Sprache: Da ist die Vieldeutigkeit des Titels, der gleichzeitig vom Fliegen und Fliehen und eben von der Fliege erzählt. Da ist das Spiel mit alten britischen Ausdrücken wie „Cor Blimey“, ein Euphemismus für den Ausruf „God, blind me!“. Da sind die vielen indirekten und direkten literarischen Verweise. Und da sind eine Menge Tiere, die ja schon immer am besten für Parabeln auf die Konflikte der Menschen taugen: Vögel, Libellen, Fische, Ratten, Löwen, Büffel, Adler. Ein bisschen ist es fast wie im Zoo – oder wie Benjamin in „God Save The Jungle“ nahelegt: im Dschungel.

Das Stück bezieht sich auf das berüchtigte Flüchtlingscamp in Calais, unter dessen provisorischen Zeltplanen im Sommer 2016 zwischenzeitlich 9000 Migranten kampierten. Der Dschungel, sagt Benjamin, sei aber überall, auch in Großbritannien: „Die Leute neigen dazu, auf die Flüchtenden in Calais herabzuschauen. Aber guck dir an, was jeden Tag in London passiert. Keine fünf Minuten von meiner Wohnung entfernt, ist dieses Hochhaus abgebrannt.“ Was ist mit dem Gott im Songtitel? „Der ist das Schlauste, was sich die Menschen je ausgedacht haben. Dass jemand da oben sitzt, an den sie sich wenden können“, sagt er und blickt verschwörerisch in den Sommerhimmel. Ein paar dünne Wölkchen ziehen über die Dachgiebel. „Das ist Unsinn. Wir müssen uns gegenseitig helfen!“

Ein Flüchtender ist Benjamin Clementine selbst – „a wanderer“, wie er sagt, ein Wanderer, ein Nomade, ein Vagabund. Seine Geschichte ist schon zur Zeit der ersten Platte oft aufgeschrieben worden. Es führt aber kein Weg an dieser Erzählung vorbei, wenn man diesen großen, außerweltlichen Mann verstehen will, der gerade die nächste Zigarette aus der Tasche seines tiefblauen Capes gefischt hat. In eleganten Bögen führen die feingliedrigen Finger, die in den Konzerten auf die Klaviertasten einhämmern, die Zigarette zum Mund. Jede seiner Bewegungen ist langsam, das Gehen,

Sprechen und Gestikulieren: langsam auf diese gravitatische Weise, die zur einen Hälfte Konzentration und zur anderen Seelenruhe ist.

Geboren wird der Wanderer 1988 im Süden Londons. Er wächst zunächst bei seiner katholischen Großmutter auf, bis er als Zehnjähriger zu den Eltern in den tristen Norden der Stadt zieht. „Home is far from here“, heißt es 2014 in einem Song, den er nach seinem alten Viertel benannt hat: „Edmonton“. Benjamin ist ein Außen-seiter, zu den Eltern hat er ein schlechtes Verhältnis. Er flüchtet sich in die Stadtbibliothek, liest die Geschichten von William Blake, C. S. Lewis oder der Bibel – „um die ursprünglichen Konflikte zu verstehen“. Er durchpflügt ganze Wörterbücher. Es ist eine Flucht in die Welt der Sprache. Nebenbei bringt er sich am Keyboard seines Bruders das Klavierspielen bei. Bis heute spielt er nach dem Gehör.

Irgendwann verkracht er sich mit den Eltern, zieht aus und kauft sich schließlich als 18-Jähriger ein One-Way-Ticket nach Paris. Ohne Plan, ohne ein Wort Französisch zu sprechen, nur weg. Acht Monate lebt er auf der Straße und singt in der Métro Stücke von Marvin Gaye oder Nina Simone, bevor er sich ein kleines Zimmer leisten kann. „The Wanderings a never ending“, heißt es dazu auf der neuen Platte – das Wandern hört nie auf. „Das gilt nicht nur für mich oder meine Zeit“, sagt Benjamin. „Menschen tun das seit Jahrhunderten. Mein Großvater ist umhergewandert und deiner auch. Deswegen sind wir hier. Wir sind alle Aliens.“ Ein Journalist habe ihn neulich gefragt, erzählt er weiter, ob er keine Angst habe, dass es irritieren könnte, wenn das Wort Aleppo in einem seiner Songs vorkommt. „Ich verstehe die Frage nicht. Aleppo ist Realität.“ Die Rede ist von „Phantom Of Aleppoville“, in dem er die Wirren des syrischen Bürgerkriegs mit seiner eigenen traumatisierenden Kindheit verknüpft, in der er von Mitschülern schikaniert wurde – „Billy the bully“ heißt die entsprechende Figur im Song.

Den roten Faden von seiner eigenen Erfahrung zu den zertrümmerten Straßenzügen in Aleppo hat sich Benjamin von britischen Psychoanalytiker Donald Winnicott geliehen, der die Verhaltensmuster traumatisierter Kindern untersuchte. „Was ich in „Aleppoville“ versuche zu sagen, ist: Wenn diese Erfahrungen, die ich als Kind in England gemacht habe, mich so sehr traumatisiert haben – wie viel schlimmer muss es dann an einem Ort wie Aleppo sein? Mir geht es um die Schwierigkeit, aus der Ferne eine Beziehung herzustellen. Aleppo ist etwas, das wir nicht verstehen: ein Phantom.“

Auf der Straße in Kreuzberg hat gerade eine alte türkische Frau die Einkaufsbeutel kurz abgestellt. Sie blickt hinüber, wie eine Frau, die schon viel gesehen hat, und ist



SON OF MANY MASTERS
Ein Blick in das Referenzsystem von Benjamin Clementine

RENÉ MAGRITTE

Sein Lieblingsmaler: Der belgische Surrealist ist eine Schlüsselfigur der Kunst des 20. Jahrhunderts. Der Versuch, eine Wirklichkeit jenseits des Sichtbaren zu zeigen, eint Clementines Texte mit dessen rätselhaften Gemälden: die Pfeife, die keine Pfeife ist, oder der Apfel vor dem Gesicht des Melonenträgers, der auf dem Cover von AT LEAST FOR NOW wieder auftaucht.

WILLIAM BLAKE

Clementine ist großer Bewunderer des britischen Exzentriker und Dichters; seine Gedichte seien wie Songs, sagt er. Von Blake hat er die textliche Verquickung von Poesie, Philosophie und Spiritualität übernommen.

CHARLES DARWIN

Auch für Wissenschaft interessiert sich Clementine: Er kennt die großen Philosophen (Kant, Locke), Newtons Gravitationsgesetze und Darwins Evolutionstheorie. Letztere dient ihm auf I TELL A FLY als Grundlage für einen schönen Gedanken über die größte Anomalie der Natur: „man that cannot love“.

GEORGE ORWELL

Großen Einfluss auf die Texte hat auch dieser Meister der dystopischen Fabeln: Die Tierfiguren in dessen satirischer Revolutions-Parabel „Die Farm der Tiere“ (1945) inspirierten ihn zu dem Song „God Save The Jungle“.

DIE BIBEL

Ähnlich wie William Blake bedient sich Clementine gern bei biblischen Motiven, „um die ursprünglichen Konflikte zu verstehen“. In „Phantom Of Aleppoville“ bezieht er sich auf die Figur des Zachäus und seinen Maulbeerbaum.

trotzdem ein bisschen verwundert ob des Aliens hier auf ihrer StraÙe. Zwei Frauen mit Feierabendbrillen im Vorübergehen über ihre Sonnenbrillen. Ein kleines Mädchen auf einem grünen Fahrrad rollt mit offenem Mund vorbei. Später wird ein Mann, der sich als „großer Fan“ vorstellt, um ein Selfie bitten und man wird sich versuchen, vorzustellen, wie lang der Weg für Benjamin Clementine gewesen ist: von Edmonton auf die Straßen von Paris, von den Münzen, die er fürs Singen in der Métro bekam, bis zum Mercury Prize. „Eine seltsame Zeit. „Ich weiß noch, als ich den Preis bekam, wohnte ich immer noch in einem billigen Zimmer in einem Bordell in Montmartre. Durch die Wände hörte man ständig Leute beim Sex. Ich habe also meinen Mercury Prize genommen und bin zurück in mein Zimmer mit den dünnen Wänden.“ War es schwer, mit dem plötzlichen Erfolg klarzukommen? „Nein, von so kleinen Dingen wie Ruhm lasse ich mich nicht täuschen. Dafür habe ich schon zu viel Mist erlebt. Trophäen haben mir nie geholfen, satt zu werden.“ Was also ist Benjamin Clementine wichtig im Leben? Er lacht leise auf, als sei die Antwort zu kitschig, um sie auszusprechen, bringt sie dann aber mit einer ruhigen Ernsthaftigkeit heraus: „Jemanden zu finden, den ich liebe.“ Er überlegt kurz. „Wir alle möchten doch an einem sicheren Ort

leben. Mauern zu bauen, ist der dümmste Weg dafür. Der sicherste Platz ist die Liebe zwischen zwei Menschen.“

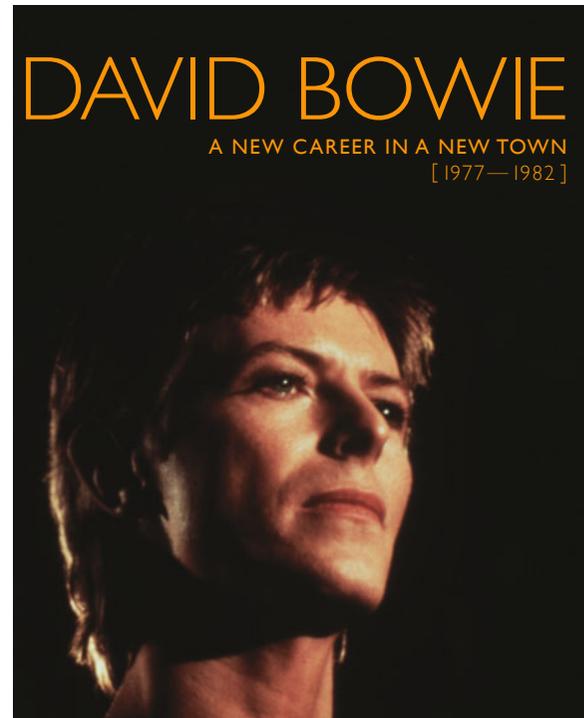
Im Jahr nach dem Mercury Prize sitzt der Mann mit der leisen Stimme, der mien Kindheit und den „außergewöhnlichen Fähigkeiten“, die ihm sein Visum bescheinigen, in New York, um an neuen Songs zu arbeiten. Die Nachrichtenbilder, die morgens über den Fernsehbildschirm huschen, wählen ihn auf: der amerikanische Wahlkampf, die überfüllten Boote auf dem Mittelmeer und mittendrin der Fall Philando Castile, der junge schwarze Mann, der bei einer Verkehrskontrolle in Minnesota vor den Augen seiner Freundin und Tochter erschossen wurde. „Ich habe geweint, als ich das gesehen habe“, sagt er. Beim Thema Trump winkt er ab. Sehr wahrscheinlich aber, dass er über ihn das Gleiche denkt, wie er auf Twitter über die britische Premierministerin Theresa May schrieb: Sie sei „an absolute bellend“ (ein absolutes Arschloch, wenn man es nicht ganz so vulgär übersetzen will, wie es gemeint ist). Und wahrscheinlich steckt alles, was er zum vergifteten politischen Klima der Trump-Ära zu sagen hat, bereits in dem Song, der mit Damon Albarn für das Gorillaz-Album entstanden ist: „Hallelujah Money“, veröffentlicht am Tag vor Trumps Vereidigung, ist ein kleines, modernes Märchen über einen

Baum, der seine Früchte durch eine Mauer von der Außenwelt abschotten will. Benjamin sagt aber auch, er habe während seiner Zeit in New York viele Menschen getroffen, über deren Qualitäten als Menschen ihr Präsident sehr wenig aussagt. „Mir scheint, es werden mehr Kameras auf die Schlechten gerichtet als auf die Guten.“

Amerika, sagt er, habe ihm eigentlich ganz gut gefallen. „Ich kann mich mit den Amerikanern viel stärker identifizieren, als ich es mit den Briten kann. Es stimmt nämlich: Amerikaner sind Träumer. In England lassen sie uns gern über sie lachen, aber ich hatte dort wirklich das starke Gefühl, dass alles möglich ist. Dass ich tun kann, was immer ich will.“ Mit diesem Gedanken verabschiedet er sich, bevor er seine Zigarette ausdrückt, einem noch mal mit durchbohrendem Blick in die Augen schaut und wieder zurück in die Büroräume schreitet. Zwischen den Computerbildschirmen wirkt er noch viel außerweltlicher als draußen auf der StraÙe.

Auf I TELL A FLY verabschiedet er sich mit einem ganz ähnlichen Gedanken vom Zuhörer: „Since dreams can be, what will you want to be? Barbarians are coming! Dreamers stay strong! Hail Dreamer! Hail Dreamer!“ Vielleicht, denkt man, träumen Aliens in dieser Welt am besten.

Albumkritik S. 85



5 Originalalben neu remastert (2017):
LOW
"HEROES" E.P.
STAGE
LODGER
SCARY MONSTERS (AND SUPER CREEPS)

Bisher unverfänglich und exklusiv im Box-Set:
• "HEROES" E.P.
• STAGE (2017)
• LODGER (TONY VISCONTI 2017 MIX)
• RE:CALL 3

Ein umfangreiches Deluxe Hardcover-Booklet mit vielen bisher unverfänglichen Fotos, Produktionsnotizen und weiterem Archivmaterial



EXKLUSIV ALS
13LP-BOX, 11CD-BOX UND DOWNLOAD

AB 29. SEPTEMBER

www.davidbowie.com | www.facebook.com/davidbowie